

Kultur & Gesellschaft



Kein «Dsing-Dsing-de-Ding-Jazz»: Tobias Preisig setzt auf die edlen Töne der Violine. Foto: Nicola Pitaro

Er vertont ganz leise die Quersumme seiner Erlebnisse

So hauchzart spielt sonst kaum einer den Jazz: Der junge Zürcher Violinist Tobias Preisig tauft morgen sein neues Album «Flowing Mood».

Von Christoph Merki

Vielleicht war der Abend schon fortgeschritten damals, und Tobias Preisig stand auf der Zürcher Hardbrücke, liess seinen Blick über die etwas gespenstische Gleislandschaft gleiten; dann und wann folgte sein Blick auch einem Zug auf der Fahrt in die Nacht hinaus. «Hardbrücke» heisst das erste Stück auf Preisigs neuem Album «Flowing Mood», und beim Treffen in einem Café unweit der Hardbrücke erzählt der Geiger, ein munterer und gewitzt-charmanter junger Mann, worum es ihm geht im Eröffnungsstück: «Es ist so stimmungsvoll, wenn die Züge bei der Hardbrücke auf den Gleisen stehen, und auch, wenn die Züge hinausfahren in die Welt. Das Schweifende interessiert mich.»

«Hardbrücke» beginnt behutsam, zunächst ohne festen Takt und eben ein wenig schweifend. Die Violine spielt eine bedächtige Melodie, nur begleitet von einigen verträumt-klangschönen Moll-Tönen des Klaviers. Und auch wenn bald Kontrabass und Schlagzeug in die Musik einfallen - im hinteren Teil von «Hardbrücke» findet Preisig wieder zurück zum Dezenten des Anfangs. Dem Leisen wird man auf diesem Album auch sonst noch manches Mal begegnen: Eher gleiten eben bei Preisig die Züge fast lautlos durch die Nacht, als dass sie geräuschvoll über Schienen und Geleise rattern würden.

Bei Gruntz ist er der Fiedler

Tobias Preisig hat schon auf einigen Alben mitgewirkt, doch erst mit «Flowing Mood» habe er zu seiner Stimme gefunden, sagt der 28-Jährige. Das stimmt wohl, hört man sich eine andere, vor einigen Wochen erschienene CD mit ihm an: «Little Horse Ho!», eine Aufnahme Preisigs mit George Gruntz, dem weltbekanntesten Schweizer Jazzpianisten. Gruntz hörte den jungen Geiger vor einigen Jahren spielen, holte ihn für dieses Duo. Das Titelstück «Little Horse Ho!» («Rössli Hü!») ist eine hüpfende, nein, galoppierende Nummer voller

Heiterkeit, wo sich Ragtime-Sprunghaftigkeit mit monkschem Geist mischen, und Preisig wird hier zum lustigen Fiedler. Das Album als Ganzes vereint Jazz, Melodien der Schweizer Folklore, Flamenco-Inspiriertes oder auch eine italienische Tarantella.

Auf «Flowing Mood» und seinen elf Stücken begegnet man einem andern Tobias Preisig. Der Geiger lässt hier vor allem die feinsinnige, ja edle Seite seines Instrumentes aufleben. «Wenn du in dich hineinhörst und alles vergisst», bemerkt Tobias Preisig, «dann kommt eine Quersumme dessen, was du erlebt hast, heraus.»

Zunächst wurde er belächelt

Tobias Preisig ist in Zürich als Sohn eines Architekten aus dem Appenzellischen aufgewachsen, mit sieben begann er Geige zu spielen. Schon früh sei er ein passionierter Jazzhörer gewesen, und noch heute könne er fast jedes Solo von Dexter Gordon nachpfeifen, meint Preisig. Dexter Gordon ist nun aber nicht Violinist, sondern Saxofonist. Im Jazz spielt die Violine insgesamt eine sehr untergeordnete Rolle, und diese Tatsache begleitete Preisig auch während seines Studiums an der Berner Jazzschule und an der New School in New York.

In den Workshops wurde er seines Instruments wegen zunächst belächelt. Ausserdem gab es an den Jazzschulen keine eigentlichen Violinlehrer. Doch im Rückblick sieht Preisig dies alles als Vorteil: «Die Geige zwang mich zu einem eigenen Weg.» Tatsächlich bricht auch auf seinem neuem Album nie ein von Amerika imprägnierter, swingender «Dsing-Dsing-de-Ding-Jazz» durch, wie es Preisig nennt. Es sticht ins Ohr, wie sehr der Geiger über weite Strecken die wilden Achtelketten, die sonst so manchen Jazz prägen, meidet.

Nach seiner Rückkehr aus New York in die Schweiz studierte Preisig noch zwei Jahre klassische Geige an der Zürcher Hochschule der Künste. «Ich habe dabei viel gelernt, etwa die Präzision bei

jedem einzelnen Ton.» Und obwohl Preisig sagt, die historische Dimension der klassischen Musik sei am Ende doch nicht seine Welt, ist vieles aus seinen Erfahrungen auch mit nicht-zeitgenössischer klassischer Musik in die eigene Klangwelt eingegangen.

Es ist das Melodische, das ihn auf seinem Album anzieht. Man höre «Longing», ein ruhiges, fast unbewegtes Lied, wo Preisig die Töne auskostet wie ein Sänger - seine Rhythmusgruppe mit ihrem lyrischen Grundklang lässt ihm dabei den nötigen Raum. «Waldspaziergang» und «Schlaflied» heissen weitere Stücke, deren Titel über Gedichten der deutschen Romantik stehen könnten, auch hier entfalten sich getragene Violinmelodien. «Das Sangliche, Hymnische ist meine Welt», lacht Preisig.

Wundervoller Silberton

Wo die Töne so viel Raum haben, da spielt auch das rein Klangliche eine bedeutsame Rolle. «Ein Sinuston ist das eine Extrem», sagt Preisig, «das andere ist der Ton, dem du Leben einhauchst.» Den Höhepunkt erreicht Preisigs Album dann, wenn er in der Rubato-Ballade «From East To West» eine meditative Stimmung aufbaut. Und dabei unheimlich zart spielt. Wo andere Instrumente ihre Erfüllung suchen, indem sie anschwellen und Glanz entfalten, geht Preisig gerade in die andere Richtung.

In «From East To West» beginnt sich der Klang von Preisigs Geige gar zu verflüchtigen, fast berührt der Bogen die Saiten nicht mehr. So leise ist dieser wundervolle Silberton, mehr ein Schaben und Schmirgeln als ein volles Klingeln, man glaubt, dass Preisigs Violine mit Saiten bespannt ist, die so dünn nur sind wie einzelne Menschenhaare. Ja, knapp vor dem Verstummen ist Preisigs Violine gerade am sprechendsten.

Tobias Preisig: *Flowing Mood* (Obliqsound/Phonag). CD-Taufe in Zürich: Mittwoch, 31. März, 21 Uhr im Exil, Hardstrasse 245.

Dieser Mythos der Beat-Literatur köchelt auf Sparflamme

Jack Kerouac und William Burroughs schrieben einen Schlüsselroman über die New Yorker Boheme. Lange wollte ihn keiner drucken. Jetzt liegt er auf Deutsch vor.

Von Martin Halter

Am Anfang war der Mord, und der Mord sollte literarisches Fleisch werden. Paul Verlaines Attentat auf seinen Engel und Dämon Arthur Rimbaud ist bis heute ein Gründungsmythos der Moderne. Die Beatniks haben sogar eine richtige Leiche im Keller: Am 14. August 1944 erstach Lucien Carr IV., ein Bohemien aus reichem Elternhaus, in New York seinen «Mentor» David Kammerer. Vor Gericht gab der Mächtigen-Rimbaud zu Protokoll, er habe die homosexuellen Nachstellungen seines Anbeters nicht länger ertragen.

Tatsächlich aber war Carr, auch wenn er noch im Gefängnis heiratete, mindestens bisexuell und sonst nicht zimperlich in der Wahl seiner Geschlechtspartner, während Kammerers Liebe zu ihm offenbar stets platonisch blieb. Der Schönling Lucien war, wie es William S. Burroughs ausdrückte, «genau der Typ Junge, dem dichtende Schwuchteln Sonette widmen». Wie Allen Ginsberg und Jack Kerouac, die anderen Gründerväter der Beat-Literatur, gehörte auch Burroughs zu Carrs und Kammerers Liebhabern. Und wie so viele Schriftsteller wollten auch sie aus dem Fall Kapital schlagen. William Gaddis, John Clellon Holmes und James Baldwin schrieben über den «Columbia-Mord», Ginsberg sogar mehrfach, zuletzt 1968 in «The Vanity of Duluo».

Burroughs und Kerouac waren die Ersten: 1945 verfassten sie gemeinsam den Roman «Und die Nilpferde kochten in ihren Becken» (der seltsame Titel, eine typische Burroughs-Idee, stammt wohl aus einem Zeitungsartikel über einen Zirkusbrand). Kerouac fand seinen Erstling «hartgesotten, aufrichtig und sensationell realistisch», aber kein Verlag wollte das Werk der unbekannteren Jungautoren drucken.

Pikant, aber missglückt

Der Stoff war für die 40er-Jahre ziemlich gewagt, der pikante Schlüsselroman eher missglückt. Erschwerend kam hinzu, dass Carr, nach Verbüßung einer zweijährigen Haftstrafe zum renommierten Journalisten aufgestiegen, sich das Wühlen in seiner Vergangenheit mit allen Mitteln verbat. Burroughs driftete bald in die Drogenszene ab (und wurde im Morphinrausch selber zum Mörder), Kerouac starb früh, und so blieb der Hippo-Roman ein Mythos der Beat-Literatur. Erst als Carr 2005 starb, war der Weg frei für eine Veröffentlichung.

Das Buch ist kein literarischer Geniestreich, aber doch wertvoll als zeit- und literaturgeschichtliches Dokument. Die verkleideten Autoren sind leicht zu erkennen: Kerouac tritt im Roman als finnischer Seemann Mike Ryko auf, Burroughs als Will Dennison, ein kaltblütiger, undurchsichtiger «Cowboy» aus dem Westen, der sich als Barkeeper und Detektiv durchschlägt. Im Nachwort lüftet Herausgeber James Grauerholz noch andere Masken: Carrs reicher Onkel etwa hiess in Wirklichkeit Rockefeller; Joe Gould alias «Professor Sea Gull» ist Joe Gould, ein Original aus dem Village.

Die Clique führt mitten im Zweiten Weltkrieg (der sich nur als fernes Grolen bemerkbar macht) ein exemplarisches Boheme-Leben. Man haust, permanent blank und abgerissen, in Rattenlöchern zwischen Washington Square und Times Square, schwärmt für französische Gangsterfilme, Faulkner und T. S. Eliot und konsumiert Unmengen von Drogen und Alkohol. Die Nilpferde träumen vom Quartier Latin oder einer Marihuanafarm auf dem Lande, palavern über die «Negerfrage» und die Pflicht zur «schöpferischen Verschwendung».

In der «perfekten Gesellschaft» der Zukunft ist jeder ein Künstler, in der Gegenwart aber sind die poètes maudits eher unangenehme, streitsüchtige Gesellen: Schnorrer, Hänger und Loser, die ihre Freunde beklaue, ihre Freundinnen schlagen und sich abwechselnd in Bürgerschreck-Attitüden und puritanischen Schuldgefühlen gefallen. Wie alberne College-Boys pinkeln sie aus dem Fenster auf Passanten, werfen mit Katzen und grossen Worten um sich oder wollen sich vom Empire State Building stürzen; aber am Ende durchzechter Nächte in Bars und Schwulenkneipen steht immer nur die Frage: Wer zahlt, und wem rücken wir jetzt auf die Bude?

Der Handlungsstrang ist entsprechend dünn. Philipp (alias Lucien Carr), immer auf der Flucht vor seinem lästigen Verehrer, greift nur zu gern Mikes Vorschlag auf, auf einem Schiff anzuheuern. Natürlich scheitert auch dieses Projekt, an fehlenden Mitteln und Papieren, ruppigen Gewerkschaftern und Schiffs-offizieren, und so zieht der ganze Tross mit taffen Lesben, kubistischen Malern,



William S. Burroughs/ Jack Kerouac: Und die Nilpferde kochten in ihren Becken.

Roman. Aus dem Englischen von Michael Kellner. Nagel & Kimche, Zürich 2010. 190 S., ca. 32 Fr.

Kommunisten und Schnapsleichen im Schlepptau weiter um die Häuser. Der Mord, nachlässig motiviert und eher beiläufig erzählt, kommt überraschend. Aber wichtiger als Psychologie und Figurenzeichnung sind ohnehin die Atmosphäre und der Sound der Lost Generation, eine schrille Kakophonie aus Cool-Jazz und manisch-depressivem Blues.

Das alles ist ziemlich konfus, jedenfalls lange nicht so fiebrig heiss und halluzinatorisch-suggestiv wie Burroughs' «Naked Lunch» oder Kerouacs «On the Road». Der Tonfall ist eher gedämpft, «hardboiled», freilich ohne den pointierten Zynismus Hammetts und Chandlers. So authentisch das Leben der New Yorker Boheme am Ende des Kriegs beschworen wird: Diese Nilpferde brennen nicht in ihren Becken. Sie köcheln nur auf Sparflamme in ihrem Sumpf. Ziellos treiben sie durch die grossstädtische Nacht, immer auf der Jagd nach der Tat, die ihrem Leben Sinn gibt.

Der Mord reisst sie für einen Augenblick aus ihrer aufgeregten Lethargie; aber er markiert auch das Ende der Grossen Freiheit. Übrig bleibt ein schwerer Kater und der vergebliche Versuch, Langeweile, Schuld und Sühne «sensationell realistisch» aufzuarbeiten.

Pritzker-Preis geht nach Japan

Los Angeles - Der Pritzker-Preis, mit 100 000 Dollar die weltweit höchste Auszeichnung für Architekten, geht in diesem Jahr an Kazuyo Sejima und ihren Kollegen Ryue Nishizawa, die beiden Gründer des Architekturbüros Sanaa in Tokio. Das für seine puristischen Projekte bekannte Team entwarf das Rolex Learning Center der ETH Lausanne (EPFL), das kürzlich eröffnet wurde. Die Pritzker-Jury würdigte in einer Mitteilung die zugleich «grazilen und kraftvollen» sowie «klaren und fliessenden» Entwürfe des Architekturbüros Sanaa.

Zu den bekanntesten Projekten der Architekten gehören das New Museum of Contemporary Art in New York und das Christian Dior Building in Tokio. Im französischen Lens wird derzeit nach

ihrem Design die rund 150 Millionen Euro teure Louvre-Dependance gebaut, die 2012 eröffnet werden soll. Kazuyo Sejima war im November 2009 als erste Frau zur Leiterin der diesjährigen Architekturbieniale von Venedig ernannt worden.

Der Pritzker-Preis soll am 17. Mai in New York überreicht werden. Zu den bisherigen Preisträgern gehören neben Frank Gehry, Renzo Piano und Rem Koolhaas auch die Basler Architekten Jacques Herzog und Pierre de Meuron. Letztes Jahr wurde der gebürtige Basler Peter Zumthor ausgezeichnet. Gestiftet wurde der Preis von Jay A. Pritzker und dessen Ehefrau Cindy. Die Familie besitzt unter anderem die internationale Hyatt-Hotelkette. (SDA)